

FE Boulaich
Seelenbinder

Seelenbinder



Roman

von

FE Boulaich

1. Auflage 2021, © FE Boulaich

FE Boulaich, Quellweg 20, 13629 Berlin
feboulaich@urbanfiction.berlin

Verlag und Druck: tredition GmbH, Grindelallee 188, 20144
Hamburg

Coverdesign: Ivan Cakić (cakamura)

eBook-Erstellung und Buchsatz: Jana Köbel Autorenservice

Um Zusatzinformationen zum Buch und Benachrichtigungen
zu aktuellen Projekten zu erhalten, besuche die Autorin unter
www.urbanfiction.berlin und abonniere ihren Newsletter.



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und
öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

All den treuen Seelen da draußen!

Prolog



Sie rennt mitten auf der Straße. Ihr Herz schlägt im Rhythmus des vorbeiziehenden Mittelstreifens auf dem Asphalt. Konstante Geschwindigkeit. Ihr Herz im steten Takt. Schweiß. Atem. Der Mond ist untergegangen. Eine sternenhelle Nacht. Die Lichter der Großstadt dimmen den Schein.

Hinter ihr! Sie sind hinter ihr! Ihre Verfolger – sie kommen. Nach so vielen Jahren. Sie hatte doch alles im Griff. Nur vereinzelte Angriffe. In die Häuser, durch die Keller, über die Dächer. Etwas treibt sie. Niemals stehen bleiben. Keine Pause. Haken schlagen. Einen Hinterhalt legen. Töten.

Aber dieses Mal ist es anders. Der *Eine* ist anders. Zu stark. Sie kommt nicht gegen ihn an. Er treibt seine Horde ohne Gnade hinter ihr her. Der *Eine* jagt, obwohl er gesehen hat, wie sinnlos es ist. Wohin kann sie noch fliehen? Sie stolpert. Ihr Herz gerät aus dem Rhythmus.

Nicht aufgeben. Sie fängt sich. Lläuft weiter. Es war schon viel schlimmer und sie lebt noch. Sie will nicht sterben. Sie hat gesehen, was nach dem Tod kommt. So viele Male. An den Schmerz denken, nicht aufgeben.

Autos eilen an Orte außerhalb ihrer Reichweite. Ein Hupen, sie schaut. Der Wagen fährt langsam vorbei. Ein Handy leuchtet hinter der Scheibe zur Aufnahme. Der Fahrer im Dunkeln. Sie muss runter von der Straße, ins Gleisbett.

Die Bahnschienen entlanglaufen. Durch die Schatten. Vorbei an den fünf Gestalten, die auf die S-Bahn warten. Kein Kontakt. Das hier geht sie nichts an. Sie würden sich der Jagd nur anschließen. Es sind schon zu viele.

Kapitel 1



Da sitzen die Spinner.« Jochen zeigte nach oben in die Eiche, unter der sie standen.

Mann, Jochen! Thomas ignorierte seinen Onkel und suchte seine Handschuhe zwischen dem Werkzeug, das sie vom Wagen mitgeschleppt hatten. Die Raupen hatte er schon gesehen, bevor er die Leiter an den Baum gestellt hatte. Genau deswegen stand sie ja dort.

Leise grummelte er: »Schon klar, warum ich dabei bin. Um die scheiß Leiter hier rauf zu buckeln. Aber könntest du dann wenigstens aufpassen, dass nichts aus dem Eimer fliegt – wie beispielsweise die Handschuhe?«

»Thomas!«

Als er merkte, dass sein Onkel penetrant darauf wartete, schaute er doch in die Eiche. Die pulsierende, grausilbern schimmernde Masse der Raupen zog sich wie ein breites Band locker zehn Meter über ihnen um Stamm und Äste.

»Da sind sie in einer wunderschönen Prozession, bereit, ein Nest zu bilden. Was da schimmert, sind die Brennhaare. Siehst du das?«

»Ist klar«, stöhnte Thomas. Scheiße, Mann, das wusste er. Jetzt gerade ging es ihm nur darum, seine Handschuhe zu finden. Die Dinger waren doch im Eimer gewesen. »Lagen die Handschuhe nicht bei den Masken?«, fragte er laut und schaute Hilfe suchend zu seinem Onkel.

Erde an Jochen, hallo!

»Thaumetopoea processionea oder Eichenprozessionsspinner. Manchmal beziehen sich Namen auf einfache Beobachtungen«, erklärte Jochen. Dann fing er an, seine Taschen in der Arbeitshose abzutasten. »Ich habe sie nicht. Bist du sicher, dass sie nicht immer noch hinten im Kasten liegen?«, fügte er hinzu.

Thomas stöhnte. Klar war er sich sicher. *Was soll's, dachte er, wenn die Handschuhe nicht da sind, ist es auch egal.* Er starrte noch mal nach oben. *Haariges Eichen-Krebsgeschwür, überlegte er. Das hätte auch gepasst für die Mistviecher.*

Jochen öffnete seinen Schutzanzug und kramte mit der freien Hand darin herum. Umständlich zog er zwei benutzte Taschentücher hervor. Schließlich schüttelte er den Kopf.

»*Nüsch!* Keine Handschuhe.« Er machte eine Pause, kam dann wieder auf sein Lieblingsthema: „Schon eines der dreckigen Flimmerhärchen des dritten Larvenstadiums kann böses wehtun. Da musst du kein Allergiker sein.“

Ja, das erzählte Jochen ihm schon zum zehnten Mal heute.

»Das schwillt an und juckt, da hast du wochenlang was von!« Nach einer kleinen Pause fügte sein Onkel hinzu: »Du brauchst doch Handschuhe, Junge! Hast du sie eingepackt?«

Egal, einfach nicken.

»Und bloß nicht einatmen, hörst du? Hast du die Maske?«

»Ja, ja«, murmelte Thomas. Demonstrativ zubbelte er an der Maske, die bereits um seinen Hals hing.

Er kletterte in einen Staubanzug, der drei Nummern zu groß war. Sein Onkel kaufte alles in den Größen, die ihm passten. Sie waren zu fünft, wenn man die Sekretärin mitzählte. Jochen war das Maß aller Dinge in seinem Betrieb. Sein Bauchumfang bestimmte die Größe der Anzüge, die bestellt wurden: XXL. Die Handschuhe waren für seine Pranken gedacht. Nur die Arbeitsschuhe gab's individuell.

Thomas war in ein verdammtes Zelt gewickelt. Zum Glück sah ihn niemand. Wenn er sich bewegte, raschelte und rauschte es um ihn herum. Dämlich, dämlich, dämlich. Er strich den Anzug am Körper nach unten und ärgerte sich. Dämlich. Dann würde er jetzt noch mal den Weg zum Auto zurücklaufen und schauen, wo die Handschuhe lagen. Wenn er von dem Tempo seines Onkels ausging, schienen sie ja alle Zeit der Welt zu haben. Er blickte über den gepflegten Vorgarten Richtung Straße, in der ihr Technikerwagen parkte.

Sie befanden sich in einer der teureren Gegenden

Berlins. Thomas hatte auf Google Maps gesehen, dass dieses Grundstück bis an den Wannsee reichte, aber von seinem Standpunkt aus konnte er das Wasser nicht sehen. Die Straße kam ihm allerdings bekannt vor. Hier war er schon mit seinem Freund Olli auf der Suche nach irgendwelchen Partys herumgeirrt.

»Wenn du so empfindlich bist wie deine Mutter, kann ich dir nicht versprechen, dass ich dich schnell genug ins Krankenhaus bringe, bevor du mir erstickst.«

Thomas verdrehte die Augen. Gab's heute noch was Spannenderes als das? Also bitte!

Jochen zog seinen Lederhandschuh über. »Oh, na so was!«, rief er fröhlich. »Ich habe sie in der Hand. Wunderte mich schon, warum meine Handschuhe so dick sind.« Er gluckste.

Thomas biss sich auf die Lippen. Dazu sagte er besser auch nichts. Staub flimmerte in der Luft. Vorsichtshalber zog er sich den P3-Filter über das Gesicht. Sein Onkel reichte ihm die Handschuhe.

»Geht klar, ich verkneif mir das Atmen, Jochen.«

»Schön, schön.«

Soweit Thomas dem Auftragszettel entnommen hatte, waren sie von der Grundstücksverwaltung gerufen worden, um die Eichenprozessionsspinner zu bekämpfen. Er war im dritten Lehrjahr, hatte aber bisher noch keinen dieser, wie sein Onkel gern betonte, *lukrativen Einsätze* mitgemacht. Allerdings war er schon wegen Wespen in Bäume geklettert. Das Hantieren mit dem Sauger war an sich umständlicher, als die Sprühflasche zu verwenden. Aber sein Onkel hatte sich da etwas aus-

gedacht und er vertraute darauf, dass es funktionieren würde.

Jochen schaute von seinem Handschuh auf, griff nach der Leiter und schüttelte prompt den Kopf. »Hopfen und Malz, Junge, die steht doch nicht richtig!«

Was war jetzt wieder falsch? War ihm langsam egal.

Jochen prüfte gefühlte zehnmal, ob die Leiter sicher stand, indem er immer wieder kräftig daran rüttelte und gegen die Leiterschuhe trat.

Thomas zog die P3-Feinstaubmaske über seinem Gesicht zurecht. Widerwillig atmete er die feuchte Luft ein, die sein Atem produzierte. Dann schloss er den Staubanzug unter dem Kinn so, wie sein Onkel es haben wollte. Eine raschelnde Wolke aus Polypropylen umgab ihn. »Geschützt«, erklärte er.

Jochen schaute kurz zu ihm rüber, zeigte dann mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. »Da hängt noch was.«

Thomas fuhr mit der Hand über sein Gesicht, um jede Strähne unter die Haube zu befördern. Er schwitzte. Jetzt, Anfang Juli, war der Berliner Sommer auf seinem Höhepunkt und die Prozessionsspinnersaison fast zu Ende.

Natürlich erhielt er noch eine extra ausführliche Anleitung über die Vorgehensweise. Als er mit seinen Erläuterungen fertig war, hielt Jochen den Daumen hoch und schaute wieder nach oben in die Eiche, an der die AchtMeterAusziehleiter lehnte. Offensichtlich suchte er das Nest. Dann griff er das Saugrohr und hielt es Thomas hin.

»Zu dieser Jahreszeit sind die Raupen nicht mehr so

mobil. Viele haben sich schon verpuppt. Die Gespinstballen sind festgetrocknet. Ich hoffe, die sind nicht noch höher gewandert, sonst musst du bis ganz nach oben klettern.«

An den Falten, die sich um Jochens Gesichtsmaske bildeten, erkannte er, dass sein Onkel ihn anlächelte.

»Kriegen wir dann auch hin.« Thomas wollte endlich die Leiter hoch und den Job beenden, damit er aus den Sachen rauskam.

Der Baum mit dem Nest der Eichenprozessionsspinner stand am Rand des Anwesens. Die riesigen Eichen des Nachbargartens ragten über die Backsteinmauer, die zwischen den Grundstücken gezogen war.

»Was ist, wenn die Biester auf die Eichen nebenan gewandert sind?«, überlegte Thomas laut.

»Dafür haben wir keinen Auftrag. Wir sind eine Schädlingsbekämpfungsfirma und nicht die Freiwillige Feuerwehr!«

»Ja, aber die wissen ja nicht, wo wir die Raupen runtergeholt haben. Berechnen tun wir's doch trotzdem, die angerufen haben.«

»Das ist hier ne ganz schöne Plackerei, mein Junge. Sicher will ich die Dinger beseitigen, krieg ja auch Geld dafür. Allerdings dürfen wir nicht ohne Auftrag auf das Nachbargrundstück.« Sein Onkel holte kurz Luft. »Aber wenn du rankommst, na ja, dann hol sie weg. Besser wäre es. Ich sage dir, die *zecken* schlimmer als Wespenstiche.«

Thomas schulterte das Rohr und begann die Leiter hochzusteigen. Jetzt bloß nicht noch mal das Gefährlich-Blabla.

Jochen hatte das Rohr des leistungsstarken Industriesaugers mit Spezialfilter auf zehn Meter verlängert. Es endete in einem Aufsatzrohr aus grauem Polypropylen, mit dessen Kante er die Raupen abkratzen konnte. Sein Onkel würde den Sauger anschalten, wenn er soweit war.

Natürlich kriegte man die haarigen Kackdinger schwerer weg als Hundescheiße von Bauschuhen. Innerlich kotzte Thomas. Er balancierte auf der letzten Stufe der Leiter und streckte sich, um auch wirklich jede Raupe zu erwischen. Der Schweiß rann ihm in Bächen unter dem absolut atmungsdichten schieß Plastikzelt an seinem Körper hinunter. Er wollte sich überall kratzen. Die Kommandos, die sein Onkel ihm von unten zurief, nervten ihn zusätzlich.

»Da sind noch richtig viele, ne ganze Traube. Weiter rein! Du musst da weiter rein!«

Am liebsten hätte er sich die Maske vom Gesicht gerissen und geschrien, aber die Flimmerhärchen der Raupen, die er abkratze und einsaugte, schwirrten in der Luft herum. Auf jeden Fall musste er verhindern, dass ihm sein Onkel auf der Intensivstation einen Habich-dir-doch-gesagt-Vortrag hielt. Mit seinem gesamten Gewicht drückte er die Saugdüse den Ast entlang.

Dann passierte es. Durch sein Gehobel brach der Ast weg und krachte mit der Raupenlast nach unten. Thomas rutschte hinterher, konnte sich aber mit seinem freien Arm an einen dicken Ast vor seiner Brust klammern, sodass er nicht von der Leiter rutschte. Das Blut rauschte in seinen Ohren. Oder war es der Sauger, der laut aufheulte?

Jochen schrie. Thomas sah ihn so schnell von der Leiter weghechten, wie ein dicker Mann eben weghechten kann. Überraschend schnell. Der Ast landete auf der Mauer und sackte auf der anderen Seite im Nachbargrundstück raschelnd zu Boden.

»Willst du mich umbringen?«, bellte sein Onkel.

»Sorry, Jochen.« Etwas zog an ihm. Der HT-Rohr-Aufsatz saugte sich an seinem Zeltanzug fest. Der Windzug war fast angenehm. Er ließ die Düse los und schüttelte die Hand aus. Von seiner Position aus konnte er sehen, dass die Raupentraube aufgeplatzt war und sich im Gestrüpp verteilt hatte. Scheiße, Mann!

„Du musst nach drüben und die Biester aufsammeln.“

Na klar! „Okay, dann klettere ich jetzt rüber, um sie aufzufriemeln.“

Nachdem er auf der anderen Seite der Backsteinmauer von der Leiter gestiegen war, schaute er sich um. Ein verwildertes Grundstück. In dicken Lichtkegeln schien die Sonne durch das Blätterdach auf Sträucher und Büsche. Die Luft schimmerte satt. Ungewohnt still war es, jedes Geräusch gedämpft ... irgendwie unwirklich ... wie in einem Märchenwald. Das hatte er vom Baum aus gar nicht bemerkt. War es hier kühler?

»Achtung!«

Thomas hüpfte zur Seite, als erst der Eimer, gleich danach die Schippe über die Mauer flogen und weich im hohen Gras landeten.

»Alles klar!«, rief er und sammelte die Sachen auf.

Als er den Saugschlauch, der über der Mauer bau-

melte, an hob, fiel ihm etwas Buntes im Gras auf. Er zog das Gestrüpp zur Seite. Vor ihm lag ein Beutel aus blassgrünem Satinstoff, umwickelt mit einem roten Band, in einer Kuhle. Ein Büschel Pfauenfedern spross daraus hervor wie aus einer Vase. Mit dem Sauger bewaffnet stocherte er in dem Ding herum.

»An?«, kam es von der anderen Seite der Mauer.

»Nein, bin noch nicht so weit.«

Er zog den Schlauch zu sich und schätzte die Entfernung. Das war knapp. Zum Glück lag der Ast in der Nähe der Mauer. Er ging dorthin und suchte den Boden nach Raupen ab, die er mit der Schaufel in den Eimer katapultierte.

Sein Fuß stieß gegen etwas – Glas. Da lag eine Flasche. Um sie nicht zu zertreten, legte er sie mit dem Sauger frei, wie er es zuvor mit dem Beutel gemacht hatte. Er betrachtete die Flasche und runzelte die Stirn.

Außen klebten Stoffreste, im Flaschenhals steckte ein Puppenkopf. Die Haare fehlten, stattdessen trug die Puppe ein gelbes Kopftuch. Das Gesicht war schmutzig, die Augen waren mit dicken roten Strichen bemalt. Ein Auge schaute ihn an, das andere war halb geschlossen. Um nicht darauf zu treten, schubste er die Flasche Richtung Beutel. Was für Spinner trieben sich nachts hier rum?

Auf der anderen Seite der Mauer läutete ein vertrauter Klingelton. »Da muss ich ran«, rief Jochen. »Ich mach jetzt an!«

Der Sauger heulte auf und Thomas begann, die eingesammelten Raupen aus dem Eimer zu saugen. Nach

einer halben Stunde mühevoller Osterversuche entschied er, dass er eine Pause verdient hätte. Hier war eh kein Schwein.

Er hörte seinen Onkel immer noch am Telefon reden. Wenn der die Chance bekam, einem Kunden zu erklären, welche Baufehler zu seinem Schädlingsbefall geführt hatten, nutzte er das erbarmungslos aus.

Thomas klemmte den Sauger zwischen die Äste, sodass Zug auf dem Schlauch war und dieser fröhlich wackelte. Dann ging er ein Stück weiter hinein in den Garten auf der Suche nach einer Sitzgelegenheit. *Wer arbeitet, darf auch mal Pause machen*, sagte er sich, zog die Maske vom Mund und wickelte sich den oberen Teil des Anzugs um die Hüfte. Die Handschuhe klemmte er dazu. Luft, endlich! Er war klatschnass.

Arme schwingend ging er durch das Gras, umrundete einen großen Holunderbusch und wäre fast im ersten der obskuren Äste hängen geblieben, die vor ihm in regelmäßigen Abständen im Boden steckten. Zwischen den Ästen war genug Platz, sodass er durchgehen konnte.

Was diese *Umfriedung* mehr als *Wie-von-Nachbars-kindern-aufgebaut* wirken ließ, waren die aufgespießten Singvögel. Er erkannte Drossel- und Rotkehlchenkadaver. Sie hingen in unterschiedlichen Positionen an den Spitzen *ihrer* Äste. Die dünnen Vogelbeine und die Flügel standen in unmöglichen Winkeln von den Körpern ab. Sahen aus wie gebrochen.

Tolle Spikes! Er musste grinsen. Bei der Taubenvergrämung klebten sie Spikes auf Dachrinnen und Ge-

simse, um die Vögel vom Brüten abzuhalten. Die Tiere sollten nicht getötet werden. Es ging nur darum, sie zu vertreiben, damit sie im Wald brüteten und schissen. Hier allerdings waren echte *Vogelliebhaber* am Werk gewesen. Und das sah nicht nach Vorschrift aus. Die Genehmigung zum Töten von Wirbeltieren besagte: *so human und schmerzfrei* wie möglich. Die Verordnung schloss Wildtiere allerdings aus.

Er betrachtete sich das tote Rotkehlchen vor ihm genauer: eingesunkene Augen, kahle Stellen, die Federn klebten zusammen. War das Wachs? Eine Schmeißfliege wanderte unentschlossen über den Kadaver. Thomas erkannte ein winziges Fliegen-Ei, dass sie bereits an die Austrittsstelle des Stocks *gedropt* hatte. Widerlich. Wenn er ein Insekt hasste, dann die Fliege. Er pustete sie weg.

Dicke Waldameisen krabbelten auf dem Vogel herum, untersuchten seinen Atemstoß mit ihren Fühlern, bevor sie in dem offenen Schnabel verschwanden. Wie lange die Vögel wohl schon hier hingen? Bei der Hitze bestimmt nicht länger als ein paar Tage.

Da bemerkte er noch etwas und ging in die Hocke, um den Kadaver von unten genauer zu inspizieren. Ein roter Faden mit einem weißen Holzkügelchen hing heraus: ein Faden für eine Nähnadel. Er schnaufte. Dann schaute er entlang der Stäbe. Soweit zu erkennen, baumelten unter den anderen Vögeln ebenfalls Holzkugeln. Seine Sicht verschwamm. Brauchte er ne Brille? Der Wald hinter den gefühlten Vögeln rückte näher. Er blinzelte, bis er das Rotkehlchen vor sich wieder scharf sah. Die metallisch glänzende Fliege war auch wieder da.

Privatpersonen können ja machen, was sie wollen. Ob sie sich selbst vergiften oder die Tiere in Lebendfallen hungern lassen, sagte er sich und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Jetzt hörte er sich schon an wie sein Onkel.

Er sollte Fotos für Olli machen. Am besten brachte er seinen Kumpel mal hierher. Das war genau der okkulte Scheiß, den der cool fand. In welcher Phase stand der Mond eigentlich gerade? Vollmond, Neumond? Wer machte so etwas? Bestimmt irgendwelche Vollidioten, die sich stark fühlten, wenn sie so ne Kacke veranstalteten.

Als er aus der Hocke hochkam, wurde ihm schummrig. Nach zwei Schritten stabilisierte sich sein Kreislauf wieder. Er sollte was essen. Ein gelber Schmetterling flog knapp an seiner Brust vorbei und zog eine zappeilige Kurve entlang des Vogelzauns. Zitronenfalter. Sein Blick folgte dem Schmetterling und dann – sah er das Haus.

Verdammt, Mann! Wo kam die Ruine her? Die hätte er von der Leiter aus sehen müssen. Es gab doch weit und breit keinen Waldstreifen, der die Sicht auf das Haus versperrt hätte.

Hinter dem Vogelzaun wuchsen keine Eichen mehr. Am Rand einer Wildwiese erhob sich, umgeben von Rhododendronbüschen, ein zweigeschossiger Bau mit offenem Dachstuhl. Von seinem Standpunkt aus konnte er die gebrochenen Sparren und Latten erkennen. Die Sonne stand hoch am Himmel, er hörte die Zirpen in den Sträuchern.

Neugierig ging er näher heran. Das Dach war ver-

moost. Efeuranken bedeckten die Wände. Blauregen überwucherte die gesamte Westwand, der Würger hatte die Dachrinne zusammengequetscht. Über dem Fenster im ersten Stock war das Dach eingebrochen. Daraus wuchs eine Birke. Ein Fensterladen der Gaube war weggesackt, er lag auf dem Dach darunter. Der Putz um die Verzierungen an den Wänden war weggebrochen. Klar – Spritzwasserschäden! Die Rinne funktionierte ja auch nicht mehr. *Wie fett*, dachte er, *die Natur erobert sich das Haus zurück. Hier wächst mit Sicherheit der echte Hausschwamm.*

Sein Onkel bot keinen Holz- und Bautenschutz an, auch keine Schwammsanierungen. Aber in der Berufsschule hatten sie das Thema behandelt – ultra interessant! Wenn er sich aufraffen und doch studieren würde, könnte er in Jochens Firma einen eigenen Teilbetrieb mit Sanierungen gründen. Darüber hatten sie mal geredet, er und Jochen. Die Idee versetzte ihn immer noch in Aufregung, aber sein Onkel hatte es sicher schon vergessen. Jedenfalls sprach er nicht mehr darüber, Thomas allerdings auch nicht. Sein Ziel war, die Lehre zu beenden und dann, wenn er das Geld für die Reparatur zusammen hatte, Jochens VW-Bus zu richten und durch Europa zu reisen.

Der Dachstuhl da oben wimmelte sicher nur so von Hausbock und holzerstörenden Pilzen. Leider hatte er keine Axt dabei. Sonst hätte er einen Balken abbeilen können. Im Auto war auch keine. Egal. Erstmal sehen, was er überhaupt finden würde. Bei dem Loch im Dachstuhl könnte es sich auch um einen Kriegsschaden

handeln. Vielleicht lag sogar ne Granate drin. Bei dem Gedanken spürte er, wie die Aufregung seinen Herzschlag erhöhte. Er blickte zurück zur Mauer, hinter der sein Onkel wahrscheinlich immer noch telefonierte.

Dann holte er tief Luft und rief, so laut er konnte: »Ich bin mal kurz pissen.« Egal, ob Jochen es gehört hatte, nur fürs Protokoll, er hatte Bescheid gesagt.

Er entschied, links um das Haus herumzugehen, um den Eingang zu finden. Das Gras reichte ihm bis zu den Knien, mit jedem Schritt riss er seinen Pfad ins Gestrüpp. Hier war schon ewig niemand mehr mit dem Mäher vorbeigekommen. Zarte Netze lagen wie ein Schleier über dem sich neigenden Gras. Dutzende schwarze Spinnen krabbelten aufgeregt aus seinem Weg. Motten, Florfliegen, lauter Kleinviech flog auf, als er durch das Gras stapfte.

Nicht mal Sprayer haben hier ihre Initialen hinterlassen, kam ihm in den Sinn. Nirgends leere Bierdosen. Völlig verlassen. Drinnen vielleicht.

Drei Stufen führten zum Eingangsbereich und zu einer Tür, die von aufwändigem Stuckwerk umrahmt war. Ranken, Blumen und Bögen zogen sich zu einer Frauenbüste hoch, die über der Tür in den Garten blickte. Mücken tanzten vor der steinernen Figur, zwei Libellen jagten im Zickzack durch den Schwarm.

Vor den matten Glasscheiben der Portalfenster waren schmiedeeiserne Gitter angebracht. In den dreieckigen Fenstern konnte er Wellen erkennen. Einfachverglasung. Das Glas war sicher nie erneuert worden. In hundert Jahren floss Glas schon ein Stück weit. Er er-

innerte sich genau daran, wie ihm Jochen das auf einem alten Berliner Dachboden gezeigt hatte.

Der Stoßgriff, so lang wie sein Unterarm, war einer Echse nachempfunden. Blätter und Blütenstände verzieren das Holz der Eingangstür. Erst jetzt bemerkte er, dass die Tür einen Spalt weit offen stand.

Wer lässt so ein Haus verkommen?, fragte er sich. *Vielleicht wegen Denkmalschutz? Wenn es so weit runter ist, kann man es abreißen.* Er kam zu dem Schluss, dass das sicher billiger wäre, als es zu sanieren.

Vorsichtig drückte er gegen die Tür. Sie knarzte und schleifte ein Stück über die aufgequollene Schwelle, bis sie sich festsetzte. Völlig verzogen! Aber er passte durch den Spalt. Mist, er hatte keine Arbeitsschuhe an und ne Taschenlampe wäre sicher praktisch. Trotzdem würde er einen Blick hineinwerfen.

Er betrat die Diele. Der Boden bestand aus einem Mosaik in erdfarbenen Tönen. Seine Schuhsohlen zeichneten ein Muster in den Staub. Über ihm hoben sich Ringe eines Wasserschadens auf der fleckigen Decke ab. Wahrscheinlich regnete es seit Jahrzehnten hier rein. Perfekte Bedingungen für einen Schwamm. Beidseitig zweigten Räume ab. Wie gelangte er ins erste Stockwerk? Irgendwo existierte sicher eine Treppe.

Den ersten Raum zierte Parkett mit Fischgrätmuster. Stuck schmückte nicht nur die Decke, sondern auch die Wände, wo die Umrandungen die Rosentapete wie Bilder in Szene setzten. Die zugewachsenen, dreieckigen Fenster filterten das Tageslicht, sodass der gesamte Raum in einen warmen Schimmer getaucht war.

Der Staub, den Thomas aufgewirbelt hatte, schwebte in glitzernden Schwaden durch die Luft.

Ein Kamin thronte an der gegenüberliegenden Wand. Dahinter hing ein wandhoher Spiegel, besprenkelt mit grünen und kupferfarbenen Flecken. Auf dem Sims stand eine prächtige Uhr, an jeder Seite posierte eine Vase mit Pferdemotiven. Darum herum standen Figürchen aufgereiht. Thomas sah sich als dunklen Schatten an der Wand.

Alles hier erinnerte ihn an Schloss Charlottenburg. Ein Sofa und drei Stühle mit geschwungenen Beinen und Verzierungen am Kopfende standen vor dem Kamin auf einem großen Teppich. Das einstige Weiß war zu Grau nuanciert. Die ehemals wohl tiefroten Bezüge schimmerten Rosé.

Welch ein verwunschener Ort. Die Zeit war stehen geblieben. Wahnsinn! Er konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Klar würde er sich das ganze Ding anschauen.

Auf dem Beistelltisch neben dem Zweisitzer lag ein aufgeschlagenes Buch. In dem Likörglas daneben klebte eine tote Fliege. Staubfäden zogen sich vom Rand des Glases bis zum Tisch. Er klappte das Buch zu und las, was auf dem Einband stand: *Der Krieg der Welten*, H. G. Wells. Das war doch schon mindestens zehnmal verfilmt worden! Vorsichtig blätterte er die ersten Seiten um und fand ein Datum: 1901.

Als er das Buch zurücklegte, fiel ihm auf, dass es nicht besonders verstaubt war. Merkwürdig, 1901 war lange her. Dann fuhr er mit dem Zeigefinger über den

Tisch und legte die Mahagoni-Marmorierung der lackierten Platte frei.

Neugierig schob er seinen Schuh unter eine Ecke des Teppichs. Alles klar! Fraßgänge und leere Puppenkokons von Motten. War wohl Schafswolle. Lecker, lecker.

Er trat an den Kaminsims. Die hellen *Figürchen* entpuppten sich als Zähne. Der Größe nach zu urteilen stammten sie von erwachsenen Menschen. Oder hatten irgendwelche Tiere solche Zähne? Jeder Zahn wies Verzierungen auf – einige Schnitzereien, andere Jade-Inlays.

Sein Blick fiel auf einen Bogendurchgang. Als er sich näherte, bemerkte er, dass dahinter ein Flur lag. Zwei schmiedeeiserne Schlangen sahen ihm von einer Doppelflügeltür am anderen Ende entgegen. Er ging darauf zu.

Als er vor den Schlangen stand, fiel ihm eine Glastür zu seiner Rechten auf. Sie schien in eine Art Wintergarten zu führen, aber die Scheibe war dreckig. Große, dunkle Blätter schoben sich von der anderen Seite daran hoch.

Er betrachtete die Schlangen genauer. Sie waren in runde Embleme aus Metall, verziert mit geometrischen Mustern, gestanzt. Ein Band, an dem ein silberner Anhänger hing, war mehrmals um die Messinggriffe der Türen gewickelt.

Das Schmuckstück gefiel ihm. Es stellte eine Motte dar oder einen Schmetterling, versehen mit ähnlichen Mustern wie die Schlangen. Er hob es an, das Band zerbröselte. Zwischen Rahmen und Tür puffte sanft Staub

auf. Dann, im nächsten Moment, stand er wie angewurzelt. Beide Flügel machten einen winzigen Ruck auf ihn zu. Ein sanfter Luftzug kam ihm entgegen – wie ein befreiter Atemzug.

Verdammt! Es roch nach vierhundert Jahren ungeputzter Zähne. Er rümpfte die Nase, lehnte sich einen halben Schritt zurück und stöhnte laut auf. Mit einer Hand hielt er sich die Nase zu und hustete, mit der freien Hand wedelte er vor dem Gesicht herum. Irgendwas verweste da drinnen. Den Geruch kannte er von Leichenwohnungen, die er desinfiziert hatte. Widerlich. Hier vergammelte etwas Großes, ein Waschbär oder ein Fuchs. Er zog die P3-Filtermaske über Mund und Nase, dann drückte er die Türen mit seiner Schulter fest zu. Oder hundert Ratten. Bäh! Es schüttelte ihn. Volle Lunge, na danke. Er räusperte sich, atmete bewusst lange aus, schlug sich auf die Brust und hustete wieder. Dann schob er den Anhänger in seine Hosentasche. Als er den Knoten des Schutzanzuges wieder festzog, ließ ihn eine Bewegung hinter der Glastür aufblicken.

Nichts. War da nicht gerade noch eine Pflanze gewesen? Er hörte ein Tapsen und versuchte zu orten, woher das Geräusch kam. Lief da jemand im oberen Stockwerk herum oder nebenan? Obwohl er angestrengt lauschte, hörte er nichts mehr. Vielleicht eine Krähe auf dem Dach? Er schaute zurück in den Raum, aus dem er gekommen war. Hatte sich das Licht verändert? Wie lange war er überhaupt schon hier drin?

Putz rieselte von der Decke auf ihn herab. Der Gestank drang ihm trotz der Maske wieder in die Nase.

Seine Nackenhaare stellten sich auf, als ein sanfter Windzug an seinem Hals entlangstrich. Er drehte sich nicht um. Er schluckte.

Im Staub neben seinen Schuhsohlenprofilen waren Abdrücke von nackten Füßen deutlich zu sehen. Ihm wurde übel, sein Magen begann zu revoltieren. Nur nicht kotzen! Er war lange genug in diesem Haus herumgeschlichen. Zeit zu gehen.

Das Haus ächzte, er zuckte zusammen. Eine feine Linie bildete sich in der Decke über ihm. Putzbröckchen rieselten auf den Boden. Der Riss teilte sich, teilte sich wieder. Noch eine Bruchlinie splitterte über ihn hinweg. Es regnete Putzstaub. Auch entlang der Wände entstanden Risse.

Der Staub brannte in seinen Augen. Scheiße! Er verlagerte sein Gewicht, der Boden unter ihm knarzte. Er rieb sich die Augen. Etwas schlug gegen ein Fenster, wischte über den Boden. Im nächsten Moment hörte er schnelle tapsende Schritte – wie von Pfoten. Was auch immer das war, es kam auf ihn zu. Er konnte nichts sehen. Verkackter Staub! Er hörte es kommen, aber der Boden knarzte nicht. Eine Krähe. Ein Hund. Ein Waschbär. Wölfe. Wildschweine ...

»Jochen?« Vor dem Geräusch seiner eigenen Stimme zuckte er zusammen. Schlagartig wurde ihm klar – das war nie im Leben sein Onkel. Der Boden unter ihm machte einen Ruck. Ohne zu überlegen, drehte er sich um und tastete nach dem Türgriff. Nur weg hier!

Gleich würde es im Bogendurchgang erscheinen und von der Decke erschlagen werden, so wie er auch, wenn

er noch weiter hier rumstand. Hastig holte er Luft und schlüpfte in den stinkenden Raum. Gerade als er die Tür zugezogen hatte, rumste es. Ein großer Brocken musste von der Decke gefallen sein. Danach – Stille.

Immer weiter die Luft anhaltend, lehnte er sich vorsichtig gegen die Tür. Etwas schleifte auf der anderen Seite, ein Kribbeln lief über seinen Körper. Die Übelkeit wurde stärker. Da lehnte sich auch etwas von der anderen Seite gegen die Tür. Er spürte es durch das Holz. So fest wie möglich drückte er den P3-Filter gegen sein Gesicht und ließ den Atem langsam aus seinen Lungen entweichen. Nicht husten. Schweiß lief ihm über die Stirn, sammelte sich am Rand der Maske.

Sehr langsam wurde der Türgriff heruntergedrückt. Scheiße, Mann! Hier würde keiner reinkommen. Er hielt dagegen, drückte den Griff hoch. *Es* ließ nach. Die Klinke schnappte zurück.

Er kniff die Augen zusammen und lauschte. *Bitte, verarscht mich!*

Eine leise, kratzige Stimme ertönte. Er traute seinen Ohren nicht. Alles, was er verstand, war: »*Dawi?*« Es klang wie eine Frage.

Fest biss er die Zähne aufeinander. Eines war klar! Auf der anderen Seite befand sich kein Tier. Hinter der Glastür waren nur große Blätter gewesen. Nichts mit Augen! Oder doch? Er versuchte sich zu erinnern, aber er wusste gar nichts mehr mit Sicherheit. Hatte er Augen gesehen?

Es entfernte sich. Er hörte Putzbrocken durch den Raum rollen. *Es* schleifte etwas hinter sich her.

Langsam ließ er den Griff los. Mittlerweile war ihm speiübel. Er hätte was essen sollen. Oh Gott! Bei dem Gestank nicht an Essen denken! Unsicher blickte er zur Decke. Kam hier jetzt auch alles runter? Wieder versuchte er, sich den Staub aus den Augen zu reiben und blinzelte in den stockdunklen Raum. Weiter hinten auf der gegenüberliegenden Seite befand sich ein Fenster, das mit einer zerschlissenen Übergardine zugehängt war. Das Sonnenlicht, das durch die Löcher des dicken schwarzen Stoffes blitzte, blendete ihn, sodass er nichts erkennen konnte. Alles lag in dunklen Schatten. Als er erneut einen Schritt machte, knarzte der Boden wieder. Er lauschte auf das Geräusch. Das hier war ein Zimmer. Es gab keinen Hall und kein Echo. Die Gegenstände direkt vor dem Fenster zeichneten sich in Silhouetten vor ihm ab. Dort stand etwas. Ein Stuhl? Ein Schreibtisch mit Zeug drauf? Vielleicht ein Arbeitszimmer?

Um seine Augen vor den gleißenden Strahlen zu schützen, hielt er seine Hand davor. Er konnte wage Umrisse der Einrichtung ausmachen. Hohe Bücherregale standen an den Wänden. Aber seine Augen waren noch geblendet und tränkten vom Staub. Funkelnde Sterne zogen über seine Pupillen. Eigentlich sah er nen Scheiß.

Wenn er durch das Zimmer laufen und die Vorhänge aufziehen würde, könnte er mehr erkennen. Vielleicht gab es noch eine andere Tür. Aber er zögerte. Sollte er einfach wieder rausgehen? Wohnte hier doch noch jemand? Die Spieße, die Flasche mit dem Puppenkopf, alte verstaubte Bücher von 1901, das Zahnschach ...

War er etwa eingebrochen?

Er entschied, dass er keinem begegnen wollte. Warum nur stank es so? Heftig atmete er durch die Nase. Auf keinen Fall wollte er so lange bleiben, bis er sich daran gewöhnt hatte.

Seine Gedanken kreisten in der Dunkelheit. Wo kam der Kadavergestank her, wenn es nur einen Ausgang für dieses Zimmer gab? Die Kette hatte er doch gerade erst von den Griffen entfernt. *Offene Rohre. Eine Ratte. Offene Rohre in einer Bibliothek? Heizungsrohre?*

Es stank nicht nach Ratte. Es stank nicht nach totem Tier. Könnte er in Gedanken kreischen, würde er das jetzt tun. Scheiße, es war Zeit, abzuhaue! Mann, echt jetzt!

Den aufkommenden Würgereiz unterdrückend atmete er flach ein. Dann stieß er die Luft kräftig aus und löste sich von der Tür. *Sei kein Ei!*, befahl er sich stumm. *Du musst es nur in den Garten schaffen.*

Beinahe wäre er eine Stufe hinuntergestürzt, die er in der Dunkelheit übersehen hatte, aber er fing sich und stolperte nur zwei schnelle Schritte hinunter in den Raum. Dabei verursachte er allerdings enormen Krach. Fuck! Er trat auf etwas, rutschte mit dem Fuß daran vorbei. Das Ding auf dem Boden rollte! Ein Rohr? Er wollte schlucken, aber sein Mund war ganz trocken. Das Ding gab bei leichtem Druck nach. Also doch kein Rohr. Vielleicht eine Teppichfalte?

Angestrengt lauschte er wieder in die Stille. Nichts. Nur das stete Fluchen in seinem Kopf. Nichts bewegte sich, die Tür blieb geschlossen. Er konzentrierte sich auf

einen Riss im Vorhang, durch den die Sonne blitzte. Vorsichtig hob er sein Bein und betete, das da einfach nur Boden war, wenn er den Fuß aufsetzte. Nach zwei weiteren Schritten trat er wieder auf so etwas wie eine Teppichfalte. In Gedanken fluchte er so heftig, dass sein Kopf anfang wehzutun. Mit der Fußspitze tastete er an dem Hindernis entlang. Eine sehr lange, sehr breite Falte.

Er ging um die Riesenfalte herum. Ließ keinen Gedanken zu. Spekulierte nicht. Ging nur zum Fenster. Konzentrierte sich auf das Licht. Blendete den Rest des Zimmers aus. Fühlte mit dem Fuß nach Hindernissen. Stieß dagegen. Hob den Fuß. Tastete damit über die Falte. Stellte den Fuß ab. Hob den anderen. Wiederholte das Prozedere. Sein Atem war so laut. Sein Herz pumpte. Es rauschte im ganzen Zimmer. Stück für Stück arbeitete er sich voran. Nicht hinfallen! Es stank so widerlich.

Am Tisch angekommen sah er genau hin, obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte. Das Licht blendete nicht mehr. Das, was auf dem Tisch lag, erkannte er deutlich. Keine Bücherstapel, keine Papiere. Scheiße, nein: ein *Mann*!

Thomas stand neben den Füßen. Über dem Unterleib lag ein schmutziges, ehemals wohl weißes Laken. Die Brust bedeckte ein Harnisch aus kupfernen Ranken und Winden. Sofort kamen ihm die *Türschlangen* in den Sinn. Darunter konnte er die Rippenknochen erkennen. Haut und Muskeln schienen geradezu zerfetzt worden zu sein. Auf dem ansonsten unbedeckten

Körper glänzte die dunkle Haut, als würde der Mann schwitzen. Die Beine waren mit einem Strick gefesselt. Die eingefallenen Wangen und der haarlose Schädel erinnerten an eine Mumie. In der Nase steckten Tücher und eine Art Krone aus Dolchen war mit einer Schnur um die Stirn gebunden.

Der Typ konnte nur tot sein. Doch irgendwie war Thomas sich nicht sicher. Atmete der Mann? Nein. Was war das Problem? Dann fiel es ihm auf. Der Typ *wirkte* nicht wie ein Toter. Die geöffneten Augen starrten Thomas an. Ja! Die Augen waren nicht die eines Toten.

Verrotteten Augäpfel nicht als Erstes? Verdamm! Zeit zu gehen! Er fummelte nach dem Vorhang. Wieso zitterte er? Wieso spannt er sich das zusammen? Der Kerl war auf jeden Fall tot. Der stank nur. Sonst nichts. Musste er jetzt die Polizei anrufen oder ein Museum? Das flaue Gefühl im Magen verstärkte sich.

Hinter sich hörte er jetzt ein Geräusch, als würde jemand Tapete von der Wand abziehen, gefolgt von einem Stöhnen. Ihm war zum Kotzen. Sein Herz schlug im Hals, er schwitzte, hatte Angst, ohnmächtig zu werden. Doch er drehte sich um – ganz langsam.

Und dann – sah er sie. Alle. Die Lichtstrahlen beleuchteten sie wie Spots im Theater. Sie lagen auf dem Boden, hingen in den Regalen, krallten sich unter der Decke fest – mit aufgerissenen Mündern.

Sein Hirn pumpte Adrenalin. Er spürte, wie es sich vom Nacken in seine Arme ausbreitete. Sein Herzschlag legte noch einen Zahn zu. Er atmete stoßweise.

Der ganze Raum war voller Leichen! Die Toten tru-

gen zerschlissene Kleidungsfetzen; sie wirkten, wie in einem Kampf erstarrt. Alle schauten mit leeren Augen in Richtung Tür – weg von der Tischleiche. Nein – nicht alle! Gänsehautschauer jagten über seinen Rücken.

Eine schwarze Frau mit Kalk gepudertem Gesicht, die neben der Tür auf dem obersten Regalbrett hockte, schaute Thomas mit einem irren Blick an. Wurde ihr Grinsen breiter?

Seine Hand fand den Vorhang, krallte sich darin fest. Er zog an ihm, ohne großen Erfolg. Staub wirbelte auf, ein paar Strahlen mehr zuckten über das Massengrab, in dem er sich befand. Wollte er wirklich noch mehr sehen? Mit Kraft riss er am Vorhang – nichts. Was klemmte da? Voller Panik suchte er mit den Augen die unmittelbare Umgebung ab. Dabei fiel sein Blick wieder auf die Tischleiche und er konnte nicht mehr wegsehen.

In diesem Moment krachte der Vorhang mitsamt der Stange auf den Boden. Hell schnitt die Sonne in den Raum. Ein Stöhnen ging durch die ... Balken? Um Thomas herum knackte es, als würde sich zerknittertes Papier entfalten. Die Pupillen des Mannes verengten sich.

Er spürte, wie das Blut aus seinem Gesicht wich. Ihm wurde schwindelig. Er keuchte. Nur raus. Er drehte sich zum Fenster, schlug gegen das Glas, fand den Griff, rüttelte daran – und hörte eine Bewegung hinter sich. Das war das Letzte, was er wollte. Schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen. Kippfenster. Ein Kippfenster. Er krallte sich in die obere Fuge des Rahmens

und zog. Dann schob er den unteren Teil des Fensters nach außen. Warme Luft strömte in den Raum, doch es öffnete sich nicht vollständig. Galle brannte in seinem Hals.

Als er sich durch die Lücke presste, sah er aus dem Augwinkel, dass das Laken vom Tisch rutschte. Etwas berührte den Boden. Gierig saugte er die warme Luft in seine Lunge, um nicht ohnmächtig zu werden. Jetzt drang Galle in seine Nase.

Mit geschlossenen Augen ließ er sich aus dem Fenster fallen und landete kopfüber in den Dornenbüschen, die unter dem Fenster wucherten. Rosen! Verdammte Scheiße, Mann! Wer pflanzte hier denn Rosen? Außerdem hing er irgendwie fest. Sein Polypropylen-Anzug hatte sich im Scharnier verfangen.

Er brauchte eine Ewigkeit, bis er sich aus dem Anzug frei gestrampelt hatte und eine weitere Ewigkeit, um aus dem Dornengestrüpp zu kriechen. Die Ranken kratzten durch sein Gesicht, hielten seine Arme fest, stachen durch das T-Shirt.

Voller Wut schrie er auf, fauchte seinen Ärger hinaus. Das konnte doch nicht wahr sein! Er hustete und spuckte Dreck aus der Lunge. Der Geschmack des Raumes haftete immer noch in seiner Nase und lag auf seiner Zunge wie vergammeltes Fleisch.

Tief holte er Luft. Gott, frische Luft war etwas Schönes! Als er den zugewachsenen Weg erreicht hatte, ging er in die Knie. Wie sehr er zitterte!

Kurz schaute er zurück. Sein Anzug hing im Fenster, seine Maske in den Dornen. Passierte all das wirklich

oder war er bescheuert? Er atmete schwer. Ihm wurde wieder schummrig. Das war so daneben. Echt jetzt. Die Polizei musste her!

Er starrte in das dunkle Fenster, kniff die Augen zusammen, bis sie wehtaten. Wieder jagte Adrenalin durch seinen Körper. Die Schatten im Raum bewegten sich. Auf seinem Anzug erschien jetzt eine dunkle Hand, die den Fetzen in den Raum hineinzog.

Thomas ächzte. Ihm wurde kalt. Dann rannte er los in die Richtung, aus der er vermutlich gekommen war. Er musste das Haus umrunden, kam jedoch kaum voran. Was war hier los? Das Graszeug verhedderte sich um seine Schuhe. Mit jedem Schritt kämpfte er gegen den Widerstand. Das scheiß Grundstück hielt ihn fest!

Es kostete ihn einige Kraft, so etwas wie Geschwindigkeit aufzubauen. Er rannte an dem Wintergarten entlang, dessen Zugang er vom Haus aus gesehen hatte – wo das schlurfende Ding auf ihn gelauert hatte. Gedanken rasten durch seinen Kopf. Er hätte dort warten sollen ... Schwachsinn, die Decke kam runter. Warum war er nicht rausgerannt? Weil da was kam. Was verdammt noch mal hatte ihn so erschreckt? Da war doch nichts gewesen. Alles nur Einbildung! Er war high auf Pilzsporen oder so ne Kacke.

Der Wintergarten im viktorianischen Stil hatte seine guten Tage hinter sich. Die Verstrebungen waren verrostet, die Fenster kaputt. Unkraut und Gestrüpp wucherten aus dem Stahlgestänge.

Während er weiterlief, ohne auf den Weg zu achten, suchte er die Fenster ab. Er fühlte, dass er nicht allein

war. Lauerte dort etwas? Kamen sie raus? Das konnte nicht sein. Außer dem Kerl auf dem Tisch gab es dort drinnen nur Leichen. Er stolperte, rappelte sich auf, hielt den Blick auf die Fenster gerichtet. Ein Vorhang schlingerte. *Es* beobachtete ihn!

Er war eindeutig in die falsche Richtung gerannt, hatte den langen Weg um's Haus genommen. Etwas krachte – drinnen. Aus den Bäumen flatterten die Vögel alarmiert empor. Vor Schreck machte er einen Sprung zur Seite, weg von dem maroden Gebäude. Er sackte ein, landete mit dem Knie auf etwas Hartem, das sich über dem Boden befand, stolperte und rutschte in eine Steinkuhle.

Eine Wolke Insekten stob auf. Die Zikaden verstummten. Schmerz zuckte durch sein Knie. Völlig außer Atem lag er in der Kuhle und unterdrückte ein Wimmern. Scheiße, Mann! Seine Oberschenkel brannten. Die Kratzer der Dornen juckten überall. Kaum schaffte er es, das Zittern zu unterdrücken. Gott, was für eine Scheißidee, da reinzugehen!

Vorsichtig blickte er sich um. Er saß in einem halbrunden Marmorbecken. Ein Sockel stand am Ende des Beckens in der Mitte in einer Nische, die mit Farnen und etwas Großblättrigem zugewachsen war. Eine Figur, beklebt mit grünblauen Mosaikfliesen, lag davor. Ihr Kopf war weggebrochen. In den Fugen und Ritzen des Bodens wucherten Krautzeug und Winden. Befand er sich in einem Brunnen? Sanssouci? Gottverdammte! Hinter dem Becken wuchs eine alte Eiche. Eine unglaubliche Masse von Eichenprozessionsspinnern kroch

pulsierend an der Rinde hoch in die mit Gespinstnestern behangenen Äste. Ach du Kacke! Bloß nichts aufwirbeln!

Er stützte sich auf den Beckenrand, über den er gerade gestolpert war. Als er darübersteigen wollte, nahm er etwas wahr, hielt abrupt inne und duckte sich zurück. Er lauschte, spürte einen kalten Windzug hinter sich. Trotz der prallen Sonne, die auf ihn herabschien, bekam er wieder eine Gänsehautdusche.

Jemand zog die Tür über die aufgequollene Schwelle. Die konnten doch nicht rauskommen – am helllichten Tag!

Laufen oder Verstecken? Er war ein scheiß Karnickel. Zum Sprung bereit, konnte er sich doch nicht entscheiden loszurennen. Vorsichtig hob er den Kopf, um einen Blick zu riskieren.

Das Bild, das sich ihm bot, gehörte zu einem Albtraum. Sie kamen ums Haus – die Toten aus dem Zimmer. Einige krochen durch die Fenster. Flüssig, wie Schatten, bewegten sie sich an der Mauer entlang durch das Gras. Die Grillen, die gerade wieder angefangen hatten, zu zirpen, setzten aus. Auch die Vögel schwiegen.

Ihm fiel nichts mehr ein, aber eines war gewiss. Sie suchten ihn. In stummem Entsetzen starrte er auf das, was da auf ihn zukam – lebende Tote. Horror! Das war doch unmöglich. Er begriff es nicht.

Eine ledrige Hand mit spitzen, schwarzen Nägeln kroch wie eine Schlange langsam über seine Finger. Er registrierte, was geschah, mit dem Abstand eines Zu-

schauers. Jeden Finger der trockenen Hand schmückte ein verschnörkelter Ring mit großen Steinen, schwarzen und roten.

Als sein Hirn wieder Befehle verschickte, wollte er seine Hand mit einem heftigen Ruck wegziehen, doch die schwarze Hand hielt seine fest umklammert. Ihn überkam eine Welle von Übelkeit.

Ein weiß gekalktes Gesicht tauchte direkt vor ihm aus dem Gras auf. Sein Schrei blieb ihm im Hals stecken. So nah. Gelbe Augen, schwarze Zähne. Haare wie Draht, verklebt mit Tapetenfetzen. Dort, wo die Kalkbemalung weggebröselte war, schälte sich faltige Haut in trockenen Schichten ab. Er erkannte sie sofort. Ein irres Grinsen lag auf ihrem Gesicht. Sie gluckste. Das Geräusch, das ihre trockene Zunge verursachte, als sie über die Lippen strich, führte dazu, dass sich sein Magen erneut zusammenkrampfte.

Langsam und gedehnt krächzte sie: »Bonjour, mon amour.«

Ihn verließ jegliche Kraft. Plötzlich schnellte ihre andere Hand hervor und packte ihn am Hals. Kreischend riss sie ihn auf die Beine. Hysterisches Lachen. Um ihn hochzuheben, musste sie sich strecken. Das gelang ihr mühelos. Die Irre hielt ihn am Hals in die Höhe wie eine Puppe. Ein Schwarm Vögel erhob sich unter lautem Flügelschlagen in die Luft.

Mit beiden Händen packte er ihren Arm und versuchte, dem Würgegriff zu entkommen. Vergeblich. Ihre Nägel bohrten sich in seine Haut. Er trat nach ihr, was ihr hysterisches Gelächter unterbrach. Sie schleu-

derte ihn zurück auf den Weg.

Er flog durch die Luft – froh, wieder atmen zu können –, landete schmerzhaft auf seiner Schulter, blieb auf dem Bauch liegen. Langsam rappelte er sich hoch. Der Gestank der Zombies, die ihn umzingelten, drang ihm wieder in die Nase. Keiner ließ ihn aus den Augen. Keiner blinzelte.

Trotz des Grauens, das ihn fest im Griff hatte, überblickte er die Lage: insgesamt elf Untote. Sechs von ihnen standen vor ihm im hüfthohen Gras. Einer trug einen blauen Waffenrock mit rotem Kragen. Einige der goldenen Schmuckknöpfe waren abgefallen. Den anderen hingen Krallen und Knochenketten um ihre Hälse, ihre Oberkörper waren mit rituellen Narbenmalen übersät. Als sie näherkamen, riss einer von ihnen das Maul auf und zeigte eine Reihe spitz zugespitzter Zähne. Über Thomas' Rücken lief ein Schauer.

Die beiden Untoten zu seiner Linken trugen gestrickte Haarbänder mit Perlen und Ketten, die bei jedem Schritt über ihren Augen hin und her schwangen. Ihre schwarzen Haare, zusammengebunden zu kunstvollen Zöpfen, waren auf ihren Köpfen aufgetürmt. Über die Tücher, die sie um Brust und Hüften geschlungen hatten, waren Fetzen seines zerrissenen Anzugs geknotet. Einer von ihnen war in die Reste eines Smokings gehüllt, der ihm zu Lebzeiten vielleicht gepasst hatte. Jetzt hing das Hemd in flatterigen Fetzen, die Krawatte lag lose um seinen Hals, fahle Hautlappen wölbten sich über dem Hosenbund. Fliegen tanzten vor seinem Gesicht. Thomas konnte den Gestank, der die-

sen Fatman wie eine Wolke umgab, geradezu sehen.

Eine extrem klapprig wirkende Frau mit blasser Haut und wenigen weißen Haarbüscheln auf dem Kopf steckte in einem kurzen Paillettenkleid. Über ihren Schultern wippte eine Federboa.

Die kreischende Irre, jetzt auf allen vieren, kroch wieder durch das Gras auf ihn zu. Sie zogen den Kreis enger. Wollten sie, dass er rannte? Den Gefallen tat er ihnen gern. Die klapprige Dürre schien ihm das schwächste Glied. Er brach in ihre Richtung aus, rempelte sie an und stieß sie gegen die Hauswand.

Schneller als erwartet reagierte sie, krallte sich an ihm fest und – und biss ihm ins Ohr. Schreiend ließ er sich auf sie fallen. Sie war federleicht und roch nach Tod. Er hörte Knochen brechen. Ihre roten Krallen zerfetzten sein T-Shirt. Als er über sie hinwegrollte, verlor sie den Halt.

Andere Zombies waren über ihm, prügeln auf ihn ein. Er wehrte sich nicht, schloss die Augen, krümmte sich zusammen wie ein Embryo, ertrug den Ansturm. Alles drehte sich. Sein Kreislauf würde das nicht mehr lange mitmachen. Er drohte, das Bewusstsein zu verlieren.

Wie auf Kommando ließen sie von ihm ab. Verwundet öffnete er die Augen. Der Krieger mit den spitzen Zähnen packte ihn, zwang ihn auf die Knie, zog ihm die Arme schmerzhaft nach hinten. Der Vernarbte drückte ihm ein Knie in den Rücken.

Als Nächstes nahm er ein Flirren wahr, von Schwarz zu Rot. Und dann stand er da, dicht vor ihm, der untote König mit der Krone aus Dolchen. Durch seinen

hohlen Brustkorb schien die Sonne. Vor seiner Brust baumelte eine silberne Kette. An ihr hing ein dunkler Stein in einem Kranz aus kleinen Spiegelscherben, die das Licht in alle Richtungen reflektierten.

Gebannt starrte Thomas auf den Anhänger. Er konnte es nicht wissen, aber ihm war vollkommen klar, dass dieser Stein seinem untoten Träger Kraft verlieh. Das hier war verrückt! Im nächsten Moment sah er Sterne und schmeckte Blut. Das Gesicht des Vernarbten, der ihn wie eine Schraubzwinge festhielt, berührte seine Wange.

Der König blickte auf ihn herab, Thomas sah ihm direkt in die Augen. Für Entschuldigungen war es zu spät. Hier ging es nicht um Einbruch. *Was für ein dummer Gedankzog*, war das Letzte, was ihm in den Sinn kam, als die Augen des Königs sich mit Nebel füllten und schließlich wie Marmor schimmerten. Thomas fiel in diesen Blick hinein. Je tiefer er eintauchte, umso deutlicher wurden die grauen Schlieren. Etwas rührte sich im Marmor-Nebel. Die verschwommenen Umrisse nahmen Formen an. Arme und Hände streckten sich ihm flehentlich entgegen. Fäuste schlugen von innen gegen den Marmor. Gefangene in den Augen des Dämons! Thomas wusste, dass auch er hineingezogen werden sollte. So wollte es der Nebel.

Dann spürte er, mehr, als dass er es sah, einen feinen Dunst, der aus dem Nebel heraustrat und durch seine Augen in ihn hineinsickerte. Eiseskälte breitete sich in ihm aus. Der kalte Dunst fuhr um seine Augäpfel in seine Augenhöhlen, von dort entlang der Innenseite seiner

Schädeldecke. Er konnte sich nicht abwenden und auch nicht schreien, als sich ein Ton in die Kälte mischte. Der Ton in seinem Kopf schwoll an, ein tiefes fortwährendes Brummen, das in seinen Zähnen vibrierte, bis seine Schädelplatten zu platzen drohten. Er spürte, wie sich Teile seines Schädels verschoben. Es schabte an der Naht zwischen den Platten, seine Fontanelle schmerzte. Der Ton kroch an seiner Wirbelsäule hinunter, begleitet von der Kälte, schnitt durch die Verbindung zwischen Seele und Fleisch. Sein Herz donnerte vergebens in seinem Brustkorb. Er verlor das Gefühl in Armen und Beinen, spürte nur Kälte in jeder Faser seines Körpers. Der Eishauch hatte Durst, suchte in ihm nach etwas, um ihn zu löschen.

Thomas trennte sich von seinem Körper. Das, was er jetzt war, spürte den Sog noch stärker. Aber *es* zog sich zusammen. *Es* gefror. Blieb stur. Sture Angst. *Es* verweigerte sich.

Der Dämon suchte, krachte gegen die Eisfront des Ichs. Er vermochte nicht, *es* mit sich zu reißen. *Es* blieb verankert, würde ihm nicht folgen. Die Eisfront hielt dem Ton und der Kälte stand. Die verlorenen Seelen in den Augen des Untoten verblassten. Der Nebel klärte sich. Gelbe Augen schauten verwundert auf ihn herab.

Mit leiser Stimme fragte der Dornenkönig, der – wie Thomas jetzt wusste – ein Dämon war: »Que faites-vous?«

Er blinzelte. Obwohl er mit Französisch nichts am Hut hatte ahnte er, was es bedeutete. Aber verdammt, er wusste nicht, was er getan hatte, um die Kälte und

den Nebel nicht in sein Innerstes zu lassen. Noch immer lag er in diesem scheiß Garten hinter diesem scheiß Haus. Und sie hielten ihn fest.

»Thomas!«

Elf Köpfe drehten sich in eine Richtung. Nur der König achtete nicht darauf, sondern trat dichter an ihn heran.

»Comment?«, fragte er und blickte so intensiv, als würde er etwas Bestimmtes von Thomas erwarten.

Französisch hatte er bei der ersten Gelegenheit abgewählt und seine Intuition versagte dieses Mal. Er verstand kein Wort, fand seine Stimme wieder. »No comment, arschloch.«

Der König stieß einen Lacher aus und richtete sich auf.

»Thomas!«

Jochen, schoss es ihm durch den Kopf. Sein Onkel suchte ihn. Erleichterung spülte durch sein wiedererwecktes Herz. Sein Körper kribbelte.

Jetzt reagierte auch der König. »Ont tous les All-emands perdu leur âme?« Er bleckte die Zähne und nickte in die Richtung, aus der *Jochen* gerufen hatte. »Découvrir!«

Sie ließen ihn los, alle jagten davon. Thomas sackte zusammen, schlug der Länge nach auf den Boden. Er hörte, wie sie durch das Gras hetzten, spürte das Geröll unter seiner Wange.

Langsam kehrte Gefühl in seinen Körper zurück. Dann kam die Gewissheit: Sein Onkel befand sich in Gefahr.

Er stolperte durch den Eichenhain, vorbei an den Vogelspießen, folgte dem Pfad, den die Untoten durch das Gras gefurcht hatten. War er so weit gelaufen?

Ihn quälten pochende Kopfschmerzen. Der König hatte ihm etwas angetan, aber Thomas konnte sich nicht erklären, was. Hatte er ihm etwas genommen? Tatsache war, dass er sich scheiße fühlte, beschissener als nach einer durchzechten Nacht. Er spürte den Nachhall der dämonischen Kälte wie ein Mal unter seiner Haut.

Er traute sich nicht, zu rufen. Wie konnte er seinen Onkel warnen? Von Baum zu Baum schleppte er sich, bemühte sich, zu schleichen. Dabei war er nicht wirklich leise, nur langsam.

Als er die Mauer erreicht hatte, schaute er zurück. Die Untoten waren nirgends zu sehen. Aber er fand Jochen, der mit dem Rücken gegen einen Baum lehnte. Hatten sie ihn hierher gezerrt? Seine Schultern hingen kraftlos herunter, er stierte teilnahmslos vor sich hin. Hatte der König Jochen dasselbe angetan wie ihm selbst?

»Jochen!« Er umarmte ihn. »Was haben sie mit dir gemacht?«

Sein Onkel reagierte nicht, sein Blick blieb leer. Thomas fing an zu schluchzen, drückte den reglosen Körper fest an sich. »Es tut mir leid, es tut mir so leid.« Er wog sich mit Jochen hin und her. Schließlich schrie er um Hilfe.

»Das müssen wir klammern.«

Aus dem Augenwinkel sah Thomas, wie sich die gecuttete Braue des Arztes bewegte, als er die Stirn

runzelte. Mit seinen Einweg-Gummihandschuh-Fingern drückte der Arzt die Bisswunde an seinem Ohr zusammen, wahrscheinlich um zu checken, ob etwas fehlte. Vielleicht war es aber auch die perfide soziopathische Art der Ärzte dieser Welt, ihre Gründlichkeit zu demonstrieren. Schmerz zuckte durch seinen Kopf und den Nacken hinunter, aber Thomas reagierte nicht darauf, er fühlte sich stumpf und erschöpft.

Der Weißkittel rollte mit seinem Hocker ungefähr einen Meter mit ausgestreckten Beinen zurück, was ein klebriges Geräusch auf dem Linoleumboden verursachte. »Erklär mir noch mal, wie das passiert ist.«

Der Doktor hatte einen gepflegten Irokesenhaarschnitt und ein Tribal-Tattoo auf einer Kopfhälfte. Das Piercing in seiner Nase war mit einer umgenähten, auf Nasengröße zugeschnittenen Schutzhaube, überdeckt.

Als *Dr. Sacknase* hatte er sich vorgestellt. Auf einem Papierstreifen, der über sein Namensschild geklebt war, stand ebenfalls: *Sacknase*. War wohl ein Spaßvogel! Seine Augen hatten ihn angelacht, aber Thomas war der Sinn für Fröhlichkeit abhandengekommen. Als Nächstes hatte der Irokese auf seine Nase gezeigt und erklärt, dass die Hygienevorschriften des Krankenhauses das so vorschrieben. Ein Doktor auf einem Kreuzzug gegen Hygienevorschriften! Wow!

Sie waren übereingekommen, sich zu duzen. Also der Arzt hatte ihm das vorgeschlagen, weil sie ungefähr gleichaltrig wären und er Distanz nicht mögen würde. Thomas hatte nichts erwidert, also war Sacknase dazu übergegangen, ihn zu duzen. Das hatte leider den lausi-

gen Nebeneffekt, dass er sich wie ein Zehnjähriger behandelt fühlte.

Was ihm auch an die Nieren ging, war, dass er die Geschichte von der Villa und den Leichen wieder und wieder erzählen musste, nur um diesen ungläubigen Blick zu ernten; erst von den Sanitätern, dann von den Polizisten. Er rieb den Mottenanhänger zwischen seinen Fingern.

»So wie ich es verstanden habe, bist du von einer hoch aggressiven Moorleiche angegriffen worden, nachdem du auf der Suche nach Eichenprozessionsspinnern ihre heilige Ruhe gestört hast.« Sacknase sagte das, ohne eine Miene zu verziehen, als hörte er jeden Tag solche Geschichten.

»Es waren zwölf, nicht nur eine.« Thomas nickte sich selbst zu. »Sonst fasst es das gut zusammen.« Er fühlte Unebenheiten auf der Rückseite des Mottenanhängers und drehte ihn um. Eine Inschrift: *Wilhelmine 1929*.

Sacknase beugte sich etwas nach vorne, legte die Unterarme auf die Oberschenkel und die Handflächen aneinander. Er nickte ebenfalls. Wahrscheinlich überlegte er, ob noch etwas hinzuzufügen war.

»Wann war deine letzte Tetanusimpfung?«

»Keine Ahnung. Was ist mit meinem Onkel?«

Der Arzt richtete sich auf und suchte etwas in seinem Besteckkasten. »Ja, dein Onkel! Er wird gerade von meinen Kollegen auf der Inneren untersucht. Die prüfen, ob ein Aneurysma geplatzt ist oder ob es Anzeichen für einen Infarkt gibt oder ob Teile seines Selbst tontechnisch entfernt wurden.«

Thomas schaute auf seine Finger. Das hätte er nicht so ausführlich erzählen sollen. Aber er hatte gehofft, ein Arzt könnte etwas damit anfangen und es ihm erklären. Aber einen Scheiß konnten die ...

Sacknase fiel in den beschwichtigenden Wortschwall, in dem er wahrscheinlich schon Hunderten von Angehörigen aus dem Effeff vorgetragen hatte. Sie müssten erst einmal alles ausschließen ... es wäre noch nichts geklärt ... sie täten alles ... blablabla ...

Sie wussten gar nicht, wonach sie suchten und Thomas konnte ihnen nicht erklären, dass der König seinen Onkel verstümmelt hatte. Das hatte der Untote auch mit ihm versucht, aber er hatte es irgendwie abgewendet. Sein Onkel befand sich jetzt im Nebel. Wie sollte er das der Sacknase und seinen Kollegen klarmachen? War das alles überhaupt passiert? Je öfter er die Geschichte wiederholte, desto surrealer erschien ihm das Ganze.

Diese schreckliche Hilflosigkeit und diese Schuldgefühle! Er, Thomas, hatte diese Monster mitsamt dem König mit der Krone aus Dolchen und dem Loch im Brustkorb befreit. Der Anhänger in seiner Hand war der Beweis. Deshalb war seinem Onkel etwas Furchtbares widerfahren. Die Last der Erkenntnis sackte auf sein Herz. Rasch rieb er sich über die Augen. Er hatte nicht halluziniert und außerdem stank er verdammt noch mal nach Iltis.

Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen trüben Gedanken.

»Ich bin in einer Anamnese!«

Trotz des ungehaltenen Einwandes wurde die Tür

geöffnet. Ein Polizist in dunkler Uniform kam herein und erklärte ungerührt: »Dr. Kaminski, wir benötigen ein Drogenscreening von ihrem Patienten.«

Thomas prustete: »Warum das denn?« Gleichzeitig überlegte er, wie lange THC im Blut nachgewiesen werden konnte. Soweit er sich erinnerte mehrere Tage. Am Freitag hatte er mit Olli geraucht. Das war doch alles eine einzige Scheiße!

Jetzt meldete sich Doc Sackgesicht. »Gibt es denn einen begründeten Verdacht, der zu bestätigen wäre?«

»Ja, genau!« Thomas merkte, dass er neben sich stand. So sollte er vielleicht nicht mit dem Bullen reden. Also lieber Klappe halten und den Doc das regeln lassen.

Sacknase warf ihm einen Blick zu. Er ahnte wohl, wie der Test ausfallen würde, aber vielleicht war der Doc ja doch auf seiner Seite.

Der Polizist zeigte sich unbeeindruckt, zog die Augenbraue hoch und sagte: »Nun, wir waren auf dem Grundstück, auf dem der Überfall stattgefunden haben soll.« Intensiv schaute er auf das Tablet in seiner Hand. »Keine Villa, keine Hecke aus toten Tieren – nichts dergleichen. Das Grundstück ist vollkommen verwildert.« Damit ließ er das Gerät in seiner Gürteltasche verschwinden.

»Das kann nicht sein. Ich war in dem Haus!« Beinahe wäre er von der Untersuchungsliege gesprungen, konnte sich gerade noch bremsen und ließ sich zurückfallen. »Da waren Zähne auf dem Kaminsims ...« Er verstummte.

Dr. Kaminski schaute zu Boden. Der Polizist fuhr fort: »Die Befragung der Nachbarn hat auch ergeben, dass das Grundstück nicht bebaut ist oder je bewohnt gewesen wäre.«

Ach, das weiß er jetzt aus'm Kopf, ja? Thomas wusste nicht, wo er hinschauen sollte. Den Anhänger fest in einer Faust rieb er sich mit der freien Hand das Gesicht. »Dem Test muss ich wohl nicht zustimmen?«, stieß er hervor.

»So ist es. Ihre Zustimmung ist nicht nötig.«

Er lachte bitter. Sein Humor ging ihm allmählich flöten. »Sie sind alle eine ganz große Hilfe, meine Herren.«

»Na, na, Jungchen, wir machen hier nur unseren Job. Sie können unsere Arbeit leicht oder schwer gestalten.«

»Schon klar.« Er gab sich geschlagen.

»Nun, wir haben folgenden Untersuchungsstand«, meldete sich jetzt Sacknase wieder zu Wort. »Der Patient, Herr Gemmers, weist Wunden auf, die von einem menschlichen Gebiss herrühren. Außerdem hat er Hämatome und Kratzwunden an Kopf, Schultern und Oberkörper, was seine Geschichte von dem Angriff so weit bestätigt.« Der Doc stellte sich mit seinem Klemmbrett vor den Polizisten. »Haben Ihre Kollegen zufällig die Rosensträucher gefunden?«

Der Bulle schüttelte den Kopf. »Es handelt sich um ein Waldgrundstück.«

Sacknase war noch nicht fertig. »Der Onkel von Herrn Gemmers wird zurzeit untersucht. Ein Trauma

nach einem gewaltsamen Erlebnis könnte seinen Zustand erklären. Wie Gewalt ausgeübt wurde oder wer es war, wissen wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Sie müssen die weiteren Untersuchungen abwarten und darauf hoffen, dass Herr Aalfänger sein Trauma überwindet und eine Aussage machen kann. Es ist durchaus möglich, dass er beim Betreten des Grundstücks von der Leiter gefallen ist.« Damit warf er das Klemmbrett zurück auf seinen Untersuchungstisch. »Laut Herrn Gemmers wurden er und sein Onkel bei einem Arbeitsinsatz überfallen. Seine Aussage scheint mir verworren, aber glaubhaft. Er steht unter Schock. Inwiefern ein Drogentest zur weiteren Aufklärung beitragen kann, bleibt aus meiner Sicht allerdings fragwürdig.« Dem Blick des Polizisten hielt er stand. »Es ist kaum anzunehmen, dass seine Täterbeschreibung dadurch genauer wird.«

Der Uniformierte wirkte leicht genervt, während er die Tüte im Gesicht des Arztes musterte. »Und ich sage, wir hätten gern einen Drogentest als Ergänzung zur Untersuchung, um die Aussage mit einer gewissen, nun ja, *Bedeutung* zu untermauern.«

Dann ließ der Polizist sich etwas von Sacknase unterschreiben und verließ den Raum.

Der Doc zuckte entschuldigend mit den Achseln. »War einen Versuch wert. Blöd, dass die das Haus nicht gefunden haben.«

»Ja, zu blöd.« *Die Tüte in deinem Gesicht war sicherlich auch nicht hilfreich*, fügte er im Stillen hinzu.

Als Nächstes klammerte Sacknase die Wunde an sei-

nem Ohr und nahm Blut für den Test ab. Eine Schwester verabreichte ihm eine Tetanusspritze und desinfizierte seine Rosenkratzer. Dann erklärten sie ihm endlich, wo er seinen Onkel finden konnte.

Als er durch die Endlosflure des Krankenhauses in die Richtung marschierte, die ihm die Krankenschwester gewiesen hatte, kontrollierte er sein Handy. Noch kein Rückruf von seiner Mutter, obwohl er sich aus dem Krankenwagen gemeldet hatte und das war schon mehrere Stunden her! War sie noch unterwegs oder schon bei ihrem Bruder am Krankenbett? Oder hatte sie es ganz verpeilt?

Er fand Jochen allein in einem cremegelb gestrichenen Zweibettzimmer mit Blick auf eine Grünanlage. Ein Bild mit einem Strauß lila Blumen in einer Vase hing zwischen den Payper-View-Röhrenfernsehern gegenüber den Betten. Aufgesetzte Kabelkanäle liefen entlang der Wand. Alle Steckdosen befanden sich auf Hüftelebene. Das zweite Bett war offensichtlich nicht belegt.

Jochen reagierte nicht, als er eintrat. Aufrecht sitzend glotzte er mit leerem Gesichtsausdruck vor sich hin. Alt sah er aus. Sie hatten ihm einen Tropf gelegt. Ein Herzmessgerät zeichnete seinen regelmäßigen Puls auf. Thomas setzte sich auf den Bettrand und ergriff seine Hand. Sie war kühl. Er drückte sie – keine Reaktion.

»Jochen, komm schon! Es kann doch nicht sein, dass das Letzte, was ich dir gesagt habe, war: Ich muss mal pissen.« Er hörte selbst, wie erstickt seine Stimme

klang. Heiße Tränen stiegen ihm in die Augen. »Verdammt, Onkel, du bist für mich wie ein Vater. Mann, was soll ich denn jetzt machen?«

Er zog die Bettdecke in seiner Faust zusammen. Es auszusprechen, war noch schmerzhafter als befürchtet. Als in diesem Moment die Tür geöffnet wurde, machte er einen Satz weg vom Bett. Dabei rempelte er gegen den Tüpf. Schnell wischte er sich mit der flachen Hand über das Gesicht, zog die Nase hoch, räusperte sich laut.

»Thomas?« Natalie, seine Mutter und Jochens jüngere Halbschwester, betrat den Raum. »Heulst du etwa?«
Und wenn schon. »Nein.«

Natalie war Anfang vierzig, hatte lange blondierte Haare mit einem zehn Zentimeter braunen Ansatz, in den sich immer mehr graue Haare mischten. Sie knabberte an den Fingernägeln, trug dicken Lidstrich und war, seit sein Vater sie verlassen hatte, auf Harz IV. Das mit seinem Vater war bereits vor seiner Geburt passiert. Heute trug sie ihre Lieblingsleggings mit Zebramuster und ein pinkes Tank Top, unter dem ihr BH hervorblitzte, dazu goldene Flip-Flops. Alles an ihr schrie: Hellersdorf-Marzahn.

»Was ist denn los? Du warst ja völlig durch den Wind, als du angerufen hast.« Mit diesen Worten ging sie zu ihrem Bruder und rüttelte an der Decke. »Hallo, he, jemand zu Hause?« Als Jochen nicht reagierte, drehte sie sich wieder zu Thomas. »Was ist mit ihm? Was hast du mit ihm gemacht?«

Gern hätte er ein Lachen vorgetäuscht, aber irgendwie hatte sie ja recht. Er brachte kein Wort heraus,

schüttelte nur verlegen den Kopf und ließ den Blick sinken.

»Wie siehst du überhaupt aus? Was ist mit deinem Gesicht passiert?« Sie kam zu ihm und nahm seinen Kopf in die Hände.

Der vertraute Duftmix von Aschenbecher und *Betty Barclay* stieg ihm in die Nase.

»Völlig zerkratzt und dein Ohr!«, fügte sie hinzu. »Hat euch ein Waschbär verprügelt?«

Innerlich stöhnend entzog er sich ihrem Griff. »Mit mir ist alles okay. Jochen hat es schwer erwischt. Er ist wie scheintot.«

Missbilligend schüttelte sie den Kopf. »Zum Glück bist du kein Mädchen. Da bleiben Narben im Gesicht. Bei nem Kerl zählt das ja zu Charakter.« Abrupt drehte sie sich wieder zum Bett und betrachtete ihren Bruder.

»Die Ärzte meinen, es wäre ein Hirninfarkt«, sagte Thomas vorsichtig.

»Gott, Jochen!« Nach einer Minute Stille schüttelte sie wieder den Kopf. Dann stupste sie mit zwei Fingern gegen eine Zehe, die sich unter der Bettdecke abzeichnete. »Also, Bruder, die werden dich hier schon wieder gesund pflegen. Dein Neffe und ich müssen los.«

Sie sprach so laut, als wäre Jochen schwerhörig. Mit einem Seufzer drehte sie sich zu Thomas und begann, an ihrem Zeigefinger zu knabbern. »So ein Parkticket kostetet ein Vermögen und ich bin ewig lang durch die Gänge gelaufen, bis ich euch gefunden habe. Komm, Tommy, ich bringe dich nach Hause. Du siehst fertig aus.«

»Was? Das war's?«

Sie ließ das Knabbern, ihre Schultern sackten kraftlos nach unten. »Thomas, bitte, was sollen wir denn hier noch tun? Wir sind doch keine Ärzte. Die finden heraus, was er hat. Du kannst ihm ja morgen ne Zeitung vorbeibringen oder so.«

Er biss sich auf die Lippen. Hatte sie recht? Keine Ahnung. Er wusste nur, dass sein Onkel morgen sicher keine Zeitung lesen würde.

Rasch öffnete Nathalie die Zimmertür und wartete. »Komm jetzt oder du kannst mit der BVG fahren. Dann freu dich auf Schienenersatz.«

»Ich muss unsere Sachen noch von dem Grundstück holen.«

»Also, Jenni kommt gegen sechs vorbei, um mir den Ansatz zu färben. Das ist in knapp einer Stunde. Von einem Umweg war am Telefon keine Rede. Wir sind hier am Arsch der Welt.« Sie schaute entrüstet.

Er wusste genau, wo sie sich befanden, denn er fuhr den ganzen Tag durch Berlin. Das war sein Job. Von hier würde er knapp fünfundvierzig Minuten bis zur Allee der Kosmonauten brauchen, weil er die Straßensperrung Grenzallee umfahren musste. Jenni wohnte zwei Etagen über Natalie in der vierzehnten. Die könnte sicher ne halbe Stunde später runterkommen. Oder liefen da schon die *Promi Shopper*?

»Wollen wir nicht noch auf den Arzt warten und hören, was der sagt?«

Seine Mutter stieß die Tür auf, die gleich darauf durch den Türschließer langsam wieder auf sie zukam.

Dann warf sie ihre Handtasche über die Schulter und stellte sich breitbeinig in den Rahmen.

»So spät kommt doch keine Visite mehr. Wie stellst du dir das vor? Ich habe auch meine Termine.« Jetzt schob sie die schwere Tür zur Seite, sodass sie in ihren Flip-Flops ein Stück rutschte. Mit wildem Blick stemmte sie sich mit beiden Armen dagegen. »Also, ich fahre jetzt Richtung Autobahn und lass dich irgendwo raus. Komm schon.« Ungeduldig ruckelte sie mit dem Kopf und versuchte, sich den Nagel des kleinen Fingers zwischen die Zähne zu schieben, aber das Aufhalten der Tür hinderte sie daran. »Krankenhäuser kann ich nicht ausstehen. Da ist alles so kalt und unfreundlich.«

Frustriert trat sie gegen die Tür, zuckte sofort zusammen, weil Flip-Flops sich nicht zum Treten eigneten. Thomas blieb am Bett stehen. Er würde nicht mit ihr fahren und ihr dafür auch noch dankbar sein.

»Keinen Stress, Natalie. Jochens Auto steht noch am Wannsee. Fahr einfach. Ich komme schon zurecht.« Der Kloß in seinem Hals wuchs.

Sie gab ihren Kampf gegen die Tür auf und ging zurück ins Zimmer. *Geh einfach, Mann!* Warum hatte er sie überhaupt angerufen?

»Bist ein guter Junge.« Sie machte Anstalten, ihn auf die Stirn zu küssen. Doch er war zwei Köpfe größer und wich zurück. Deshalb tätschelte sie ihm nur die Wange.

»Mach's gut, Natti«, presste er hervor.

»Dann erzählst du mir am Samstag, was passiert ist.« Sie lächelte, bedachte ihren Bruder mit einem kurzen Winken und verließ den Raum.

Eine Weile saß er noch still auf dem Bettrand und beobachtete seinen Onkel. Dann beschloss er, zurück zum Grundstück zu fahren, um die Sachen einzusammeln.

Als er nach einigem Hin und Her mit dem Bus und einem langen Fußmarsch endlich vor der Grundstückseinfahrt stand, dämmerte es bereits. Er beeilte sich, die Eimer und den Sauger, voll mit Raupen, im Wagen zu verstauen. Danach wuchtete er die Leiter auf den Dachgepäckträger. Nachdem er alles gesichert hatte, schaute er auf die Uhr: zehn nach zehn.

Unschlüssig stand er vor dem Nachbargrundstück und starrte in die Dunkelheit zwischen den Bäumen. Ein sanfter Wind bewegte die Wipfel. Sie war nicht zu sehen, aber er wusste, die Villa war dort. Er spürte die Brise kaum, hörte nur das raschelnde Laub. Ein Schwarm Insekten tanzte um die Gaslaterne. Ihr gelbliches Licht flackerte und warf zuckende Schatten über das Gestrüpp.

Sie waren dort! Sie warteten darauf, dass er kam. Er spürte Blicke. Die Augen des Königs. Ein Geräusch schreckte ihn auf. Etwas Großes bewegte sich durch das Unterholz auf ihn zu.

Nein, es reichte. Er hatte so was von genug für heute. Hastig sprang er in den Wagen, ließ den Motor an, blickte nicht zurück und fuhr davon.



Kapitel 2



Haiti, Juni 1789

B adawi lief zwischen den langen Reihen der Palmhütten. Die Ziege an ihrem Strick folgte ihm willig. Es stank nach Schweiß und Urin. Hier schliefen die Sklaven. Sie lebten in einer Senke, kein Windhauch linderte die Hitze der tropischen Nacht. Das Steinhaus des Kolonialherren thronte auf der Anhöhe über der Hüttensiedlung. Irgendwo schrie ein Affe.

Er gab acht, dass er keinem der Aufseher begegnete. Obwohl es Nacht war, fand er seinen Weg ohne Mühe, denn er konnte *sie* sehen, jeden einzelnen Körper. Die meisten glommen schwach – die Kranken. Einige waren von einem helleren Grau. Auch die Aufseher nahm er wahr – dunkler und irgendwie milchig. Sie bewegten sich ständig und hatten Hunde dabei.